

ADA BADEY

ist Autorin, Sängerin, Schauspielerin und Trauerrednerin. Geboren und aufgewachsen im Ruhrgebiet, arbeitete sie zehn Jahre beim Sozialamt und machte eine Schauspielausbildung in Hamburg. Sie schreibt Kabarettprogramme und Songs für deutsche Klein- und Großkunsth Bühnen. Für den Roman *Strom auf der Tapete* erhielt sie 2019 gemeinsam mit Claudia Kühn den Peter-Härtling-Preis und war zudem für den Oldenburger Kinder- und Jugendliteraturpreis nominiert. Für *Gossenwalzer* wurde sie 2022 mit einem Autorenstipendium im Schreibhain Berlin ausgezeichnet.

Der Sommer, in dem Tilda
das Familiengeheimnis aufdeckt,
ein Feuer legt und ihre erste Liebe verrät.

Wann ist Fantasie nur Lüge –
und was passiert, wenn daraus Wirklichkeit wird?

Die dreizehnjährige Tilda schafft sich zu Hause, im engen Kosmos einer Arbeitersiedlung, ihren eigenen Lebensraum. Seit Tildas Mutter beschlossen hat, das kleine Haus nicht mehr zu verlassen, ist es an Tilda, ihr Bericht zu erstatten. Dabei ist die Mutter nie um ein scharfzüngiges Urteil und eine Merksatz-Lebensweisheit verlegen. Allmählich wird klar, dass alle im Dorf – Schrauben-Sigi, Lügen-Hilde und der Büchermann – in ein altes Geheimnis eingeweiht zu sein scheinen, über das niemand sprechen will. Die junge Tilda, die »Randnix«, fügt sich in dieses allgemeine Schweigen nicht: Sie bahnt sich mit ihrem Fantasiefreund Huckleberry Finn einen eigenen Weg, schreibt Notizbücher voll und zieht ihre Schlüsse. Aber als ein junger Intellektueller in der Siedlung auftaucht, geschieht ein Mord und man beschuldigt Tildas Onkel Sigi. Um ihn zu entlasten, trifft Tilda eine folgenschwere Entscheidung.

Gossenwalzer erzählt davon, wie viel Kraft, Irrwege und Liebe es braucht, um genau hinzusehen, nicht locker zu lassen und den Mut zur eigenen Stimme zu finden.

»Ich bin hingerissen von dem Ton,
den Figuren, der Geschichte!
[Die Autorin] arbeitet nur mit ganz
wenigen Strichen, und die sitzen.
Irre. Der Text, er swingt.«

Astrid Roth, Jurymitglied
des Deutschen Hörbuchpreises

www.verlagshaus-roemerweg.de

€ 22,00 (D) | € 22,70 (A) | ISBN 978-3-7374-1249-0

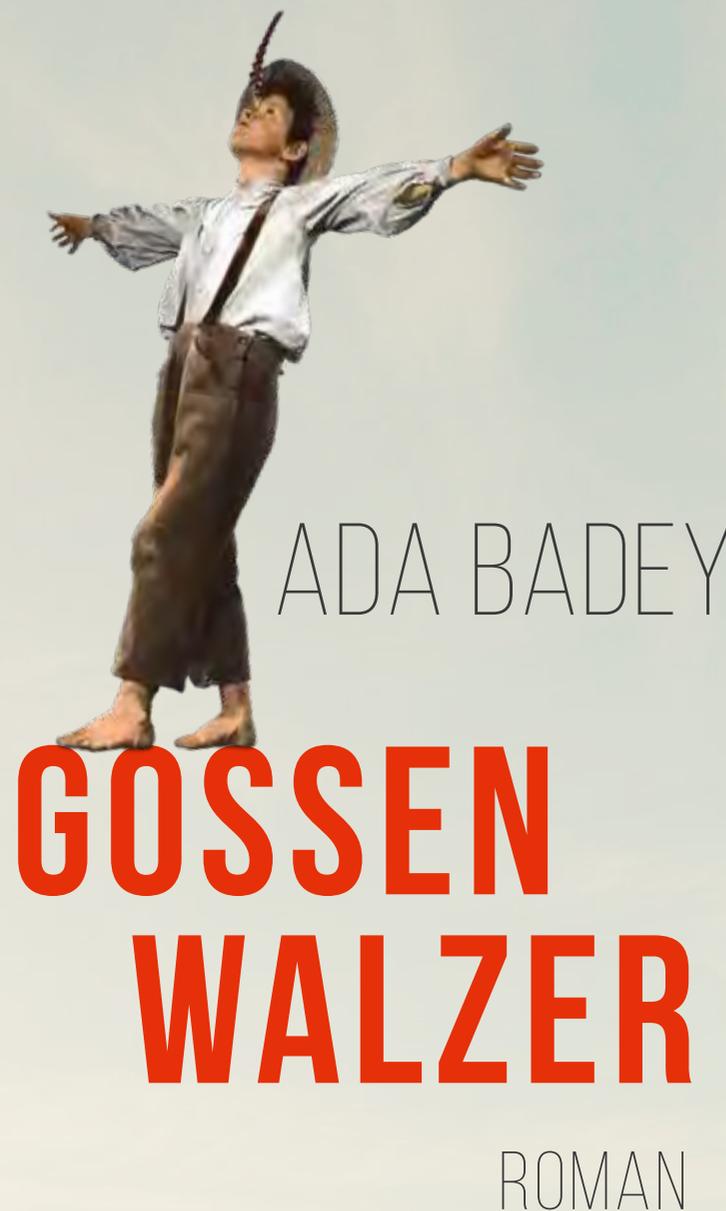


ADA
BADEY

GOSSENWALZER

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag



»Tilda, Sonntag ist ein Tag, den man knicken kann, Sonntag ist der Tag des falschen Friedens, ein Tag, der gerne Schaden anrichtet. Ich akzeptiere das nicht«, rief meine Mutter am Herd stehend, ihre schwarzsilbernen Haare schweißverklebt, in Unterrock und Kittelschürze. Sie sah umwerfend aus, mit einem Bein in der kochenden Suppe und den paffenden Kringeln in der Luft. »Sonntags gibt es keine Bratkartoffeln. Sonntag ist der Tag, den man nicht allein lassen darf. Sonntag ist der Tag meiner inneren Ruhe, Tilda.« Sie schaute mich an, und ihre Lautstärke steigerte sich, wie immer, wenn sie über den Sonntag sprach, wie immer, wenn ihr irgendetwas unter den Nägeln brannte: »Übrigens, Endstation hat keinen schönen Klang. Da verwechselst du etwas. Sehnsucht vielleicht, aber Endstation ist das Letzte. Das Allerletzte. Merk dir das!« Meine Lippe begann zu zucken. Sie las also meine Notizbücher, und Sonntag ist unterm Strich erst mal der Tag, an dem es keine Bratkartoffeln gab. So viel hatte ich verstanden.

Aus dem Inhalt

Rau und zärtlich, dunkel und hell,
wie eine Ballade von Tom Waits.

Mehr über Ideen, Autor:innen und Programm des Verlags finden Sie auf www.verlagshausroemerweg.de und in Ihrer Buchhandlung.

Composing aus © picture alliance / Sammlung Richter und © mauritius images / Striking Images-Australia / Alamy Stock Photos

Ada Badey
Gossenwalzer

ADA BADEY

**GOSSEN
WALZER**

1. TEIL
ZUHAUSE 11

2. TEIL
DER FREMDE 71

3. TEIL
MAU-MAU-KOLONIE 159

FÜR MEINEN SOHN KOSTJA

*Ich kannte mal eine Frau, die ist bei Regen nie aus dem
Haus gegangen. Sie hat behauptet, der Regen erinnere sie
an den Tod ihrer Mutter. Mich hat das sehr berührt.
Aber – sie hatte einfach nur ein Loch in der Sohle
und wollte sich die Füße nicht nass machen.*

Thomas Brasch

*Am Ende ist die Lüge dreimal um die Erde gelaufen,
bevor sich die Wahrheit die Schuhe anzieht.*

Mark Twain

Als meine Mutter in den Zug stieg und für immer verschwand, stand ich am Bahnsteig. Ich trug keine Jacke, meine Mutter rauchte Kette, während sie redete, und ich kann mich an jedes einzelne Wort erinnern.

Es war ein Sonntag, und es hatte geschneit.

1. TEIL
ZUHAUSE

Auf dem Schiff I

An Deck dieses riesigen Schiffes ist es warm und windig. Das Kind neben mir tanzt und kreischt den Möwen zu, die Möwen kreischen lauter. Die Frau trägt einen blauen Mantel und ein Kopftuch. Die Frau weint, sie weint leise, und um ihren Hals hängt eine kleine Madonna. Das Schiffshorn hupt dreimal. Ich sehe den Rauch, er ist weiß. Ich stehe an der Reling, das Land ist ganz nah erst, schemenhaft nah, es kommt immer näher, das Land, und irgendwann sehe ich *ihn* am Ufer stehen. Er steht am Ufer, als sei ich nie weg gewesen und er auch nicht. Es sieht aus, als stehe er immer noch genauso da, wie er vor zehn Jahren dort stand, als ich mein altes Leben hinter mir ließ, als warte er auf seine Jacke. Er winkt nicht. Er steht nur da und schaut auf das Schiff, als wolle er immer noch auf mich achtgeben, jetzt noch, wo alles längst vorbei ist.

Ich schaue in den Himmel. Wolkentürme, Sonne und Himmel, mehr ist da nicht. Ich stehe, schaue und friere in seiner Jacke. Die Jacke, die er mir um die Schultern gelegt hatte, als ich aufs Schiff gegangen bin, allein, blutjung, wütend und ohne Zweifel.

Es ist spät im Sommer und das Schiff schiebt sich ruhig vorwärts.

Ich schaue auf die Frau mit ihrem Kind und mir fällt Gott ein. Gott, meine Mutter und der Sommer, bevor sie ging.

Kittelschürze und BH

Es war einer dieser langen heißen Sommer Ende der Siebziger, wie sie öfter schon vorgekommen waren, mit diesen heißen, hohen Himmeln, in denen meine Mutter mit Kippe im Mund, leicht bekleidet in ihrem fleischfarbenen BH unter der Kittelschürze, Bratkartoffeln mit Spiegeleiern und Speck briet. Trotz Hitze.

Billig und lecker.

Das Haus, in dem wir lebten, war winzig, hatte zwei Stockwerke und gehörte zu unserer Familie seit der Opa aus Pommern kam, Arbeit und eine Frau fand. Beides fand er im Vorübergehen.

Wir wohnten in der Nähe des Bahnhofs und ich mochte die Geräusche, die Durchsagen, selbst den Geruch. Ich trieb mich oft dort herum, um die Leute zu beobachten, wie sie wegfuhrten, auf welche Weise sie wieder ankamen. Die meisten sahen verkleidet aus, wenn sie am Bahnsteig auf den Zug warteten. Wenn sie wiederkamen, gab es Verheißung, Erschöpfung oder Traurigkeit, manchmal war Wut in den Gesichtern.

Ja, ich mochte den Bahnhof, er war klein, und gerade das mochte ich. Am liebsten aber mochte ich es, von dort aus nach Hause zu laufen, die fünf Stufen zu nehmen, die Treppe, die direkt zur Küche führte. Die Treppe, die eher abwärts statt nach oben zeigte. »Küsse, Trennungen, schwere Schritte, ausgesetzte Katzenjungen, Wahrheiten und Lügen.« Meine Mutter lachte. »Die Treppe hat mehr erlebt, als du dir vorstellen kannst, Tilda. Glaub mir.« Sie lauschte ihren Sätzen hinterher: »Mit dem Glauben ist das so eine Sache, Kind. In erster Linie musst du *dir* glauben. Das ist die Wahrheit.«

So höre ich sie sprechen, meine Mutter, auf der Treppe, mit der Zigarette im Mund, die silberschwarze Strähne wegpustend, am Herd oder am Küchentisch. Die Kühlschranktür drückte sie mit der Hüfte zu. Sie rauchte fast immer.

»Los Tilda, hol mir mal eine Packung Kippen.« Ganz deutlich höre ich den Klang ihrer Stimme. Ein Gemisch aus Liebe, Lachen und Häme. Ich höre, wie sie ihre Reden schwingt.

»Glaube, Rauchen, Wahrheit. Alles schön und gut. Aber, sowas wie die Wahrheit gibt es gar nicht. Wenn du ihr ein bisschen auf die Schliche kommen willst, musst du auf den Klang der *Stimme* hören, den Klang der Stimme desjenigen, der spricht, Tilda, daran kannst du erkennen, ob was dran ist an der Wahrheit. Die Stimme hört sich einfach richtig an.«

Ich fragte mich damals, *woher* man das wissen soll, das mit der Wahrheit. Und *woher* weiß man, ob die *eigene* Stimme richtig ist? Woran merkt man das? Meine Mutter, die generell nicht auf Zwischenfragen antwortete, machte eine kleine Paffpause und schnalzte mit der Zunge. »Da fragst du die Falsche, tirillilili, juphaidi«, fiepte meine Mutter und schaute mich auffordernd an. »Tilda? Hast du jetzt verstanden? Das Beispiel?« Und als ich nicht gleich antwortete, hob sie ihre Stimme: »Ob du das verstanden hast!«

Okay. Die Stimme meiner Mutter klang ungesund. Absichtlich verfiept und lügnerisch. Das war ein Lügen-, ein Tirili-Test. Soviel hatte ich schon mal begriffen.

Woher wusste sie immer so genau, was ich gerade dachte? Meine Mutter sah aufmerksam dabei zu, wie sich meine Gedanken verhakten, das konnte ich sehen.

»Du denkst zu viel, Tilda. Vor allem denkst du zu viel an mich. Leg mal *deinen* Gang ein. Sonst wird das nichts mit dir. Ich bin nicht wichtig. Treppe hin oder her.«

Auf dem Schiff II

An den Klang der Stimme meiner Mutter, laut und heiser, die Kippe im Mund, tirili, daran muss ich denken, als das Schiffshorn erneut hupt. Das Schiffshorn vernebelt alles für einen Augenblick; alles vernebelt es, auch das Kind, das neben seiner Mutter steht und lacht, den Möwen etwas zukreischt in einer Sprache, die nach Datteln riecht und Zimt.

Die Frau, eine Madonna um ihren Hals, sagt: »Ich bin Maria.« Sie sagt es mit einem Akzent, der sich zart anhört, weit weg und angewöhnt. Ich lächle sie an. Das Kind schaut die Frau an. Es schaut an ihr hoch. Die Frau, das Kopftuch fest um ihren Kopf gezurrt, schaut auf das Wasser. Das Schiff hat an Fahrt verloren, es riecht nach Benzin.

Der Mann an Land ist jetzt ganz nah.

Endlich, endlich kann ich weinen.

Pustebblumen und Küchenleben

Onkel Sigi sagte Giraffe zu mir, was die Sache nicht leichter machte. Ich war dreizehn in jenem Sommer, fast vierzehn, was keiner ahnen konnte.

Maximal wie elf sah ich aus. Dünn, ein Leichtgewicht, eine Bohnenstange, das war ich, ich sah aus wie ein Junge, obwohl ich nie einer sein wollte. Ein Mädchen aber auch nicht.

Selbst meine Haare wogen nicht viel und hatten die Farbe von verirrten Pustebblumen. Das hatte Onkel Sigi immer zu mir gesagt. Na ja, zu meinen Haaren hat er das gesagt. Verirrte Pustebblumen, die schon den Herbst und den Winter nicht gut überstanden hatten.

»Noch nichts los mit dir, musst noch ein bisschen auf die Weide, Kleines. Du siehst irgendwie unentschieden aus. Wie eine Babygiraffe mit Schlagseite«, sagte Onkel Sigi und kniff die Augen zusammen, so wie er es oft tat, wenn er malte und noch nicht ganz einverstanden war mit dem, was er sah. »Genau. Wie ein Junge siehst du aus, wie ein Junge, der ein Mädchen sein will. Da sind zu viele Haare in deiner Suppe. Mit achtzehn siehst du anders aus.«

Meine Mutter stellte ihm ein Kännchen hin.

Mit achtzehn werde ich klug sein. Klug, schön und weg. Das sagte ich aber nicht.

Onkel Sigi sah aus, wie er immer schon ausgesehen hatte, jedenfalls für mich. Ein mittelgroßer Sigi, kräftig und mit vielen Haaren. Ein goldenes Armband teilte die Wolle an seinem Arm in zwei Hälften. »Nix mehr zu sehen von James Dean, dem Hänfling. Der Sigi ist mittlerweile so ein Typ wie der Dings aus *Endstation Sehnsucht*, der Typ mit dem Unterhemd, der Brando, ein richtiger Kerl«, schwärmte meine Mutter, die früher oft ins Kino gegangen war. Ihre Schwärmerie hatte einen Klang aus Hart und Weich. Einen Ton, den ich

nicht verstand. Etwas Vergessenes vielleicht. Ich hatte Onkel Sigi schon oft im Unterhemd gesehen, kannte den Brando und den Film aber nicht. Onkel Sigi roch, als würde tief in ihm irgendetwas Saftiges gebraten.

Die Wörter Sehnsucht und Endstation gefielen mir. Ich schrieb diese Wörter in mein Notizbuch. Das Erste von vielen dieser Bücher.

Das allererste Notizbuch hatte *sie* mir geschenkt. An diesem Tag sah ich meine Mutter zum ersten Mal in der weißen Kunstfellstola. Auf unserer Treppe, die Kippe im Mund, das Notizbuch in der Hand. »Wenn du schon nicht viel redest, Tilda, schreib alles auf. Schreib auf, was dir wichtig ist, und am besten wäre es, du amüsiert dich dabei.« Sie verzog den Mund. »Weißt du, dass ich diese Stola mal hab' mitgehen lassen? Sie gehörte der Knubbelkopffrau, der Alten aus dem verfallenen Haus. Sie hatte mehrere davon. Aber nur weiße. Die hier, die gehört jetzt mir. Vielleicht gebe ich sie ihr irgendwann einmal wieder zurück.« Mit einer Hand streichelte sie das Fell der Stola. Das sah schön aus.

Zu dieser Zeit lebte Onkel Sigi noch bei uns, bei meiner Mutter und mir. Onkel Sigi malte, reparierte Mopeds und so. »Nichts Wildes«, sagte er immer und schaute in meine Richtung. Schrauben-Sigi, so wurde er von vielen genannt.

Onkel Sigi war ein Vorbeischauer. »Damit lasse ich den anderen Luft, verstehste«, sagte er mal zu mir.

»Schrauben-Sigi? Das greift eindeutig zu kurz, mein Bruder ist ein Künstler«, war die Meinung meiner Mutter. »Eindeutig!«

»Macht doch keinen Unterschied, jedenfalls keinen großen. Maler oder Schrauber, egal, Tilda, für beides braucht man Hände, langsame Hände«, entschied er. »Mehr nicht.«

Huckleberry Finn I

In jenem Sommer gingen wir, Onkel Sigi und ich, Sonntag für Sonntag zu den Brockmanns, um *Tom Sawyer und Huckleberry Finn* im Zweiten Deutschen Fernsehen zu schauen. Die Brockmanns hatten einen Fernseher. Die Woche über erzählte ich meiner Mutter, was wir da machten, wie es da war, erzählte ihr von unseren Fernsehsonntagen. Ich erzählte ihr von Huckleberry Finn.

»Huckleberry Finn! Herrgott! Das ist nicht gesund, Tilda, du hängst dich an jemanden, der gar nicht da ist, den es gar nicht gibt, gar nicht gesund ist das, glaub mir, ich weiß, wovon ich rede, Tilda«, und es fiel ein bisschen von der Asche der Zigarette in das Essen. Sie rührte weiter und schaute fasziniert in den Kochtopf.

»Das vertanzst sich, Tilda!«

Das mit dem Vertanzen war einer der Lieblingsbegriffe meiner Mutter, sie sagte es oft. Sie sagte es laut, wie sie immer alles laut sagte. Jedenfalls, als sie noch da war, in unserer Küche stand, im Topf rührte und an ihrer *Roth-Händle* zog.

»Geht dahin, das ist gut. Geht, geht zu den Brockmanns. Beide. Tilda, Sonntag ist ein Tag, den man knicken kann, Sonntag ist leicht mal ein Tag, den man wie eine Schubkarre vor sich herschieben muss, Sonntag ist der Tag des falschen Friedens, ein Tag, der gerne Schaden anrichtet. Ich akzeptiere das nicht«, rief meine Mutter am Herd stehend, ihre schwarz-silbernen Haare schweißverklebt, in Unterrock und Kittelschürze. Sie sah umwerfend aus, mit einem Bein in der kochenden Suppe und den paffenden Kringeln in der Luft.

»Sonntags gibt es keine Bratkartoffeln. Sonntag ist der Tag, den man nicht allein lassen darf. Sonntag ist der Tag meiner inneren Ruhe, Tilda.« Sie schaute mich an, und ihre Lautstärke steigerte sich, wie immer, wenn sie über den Sonntag

sprach, wie immer, wenn ihr irgendetwas unter den Nägeln brannte: »Übrigens, Endstation hat *keinen* schönen Klang. Da verwechselst du etwas. Sehnsucht vielleicht, aber Endstation ist das Letzte. Das Allerletzte. Merk dir das!«

Meine Lippe begann zu zucken. Sie las also meine Notizbücher, und Sonntag ist unterm Strich erst mal der Tag, an dem es keine Bratkartoffeln gab. So viel hatte ich verstanden. Meine Ohren stellten sich taub und schlossen sich wie Nachtkerzen, denen das Licht zu grell wird.

Was genau meine Mutter aber mit Gestaltung und innerer Ruhe meinte, erfuhr ich erst später, als der Sommer fast vorbei war. Ich ahnte aber damals schon, dass innere Ruhe für jeden etwas anderes war. Vor allem sonntags.

Ein Fahrrad, ein Hasenstall, Huckleberry Finn, Gudruns Brille und noch einiges mehr, das ist die Geschichte dieses Sommers.

Ich werde erzählen, wie er war. Ich werde erzählen, wie dieser Sommer wirklich war.

Ab mittags waren die Sonntage besonders dickflüssig, und in diesem Jahr war der Sommer sehr heiß. »Gemüsesuppe, Kinder, esst Gemüsesuppe. Das ist etwas für verwundete Soldaten, die lange, nachdem der Krieg vorbei ist, endlich nach Hause kommen. Also lasst es euch schmecken.«

Meine Mutter kannte sich aus mit Suppen, sie war früher Kantinenchefin auf der Zeche gewesen. Sie kannte sich aus damit, etwas nicht zu wollen und dazu gehörte ein Fernseher.

Hartnäckig weigerte sie sich, einen Fernseher anzuschaffen.

»Das Radio ist vollkommen ausreichend«, meinte sie. Onkel Sigi nahm das hin, wie er fast alles hinnahm, was seine Schwester sagte. Onkel Sigi widersprach meiner Mutter nur selten.

»Lohnt nicht«, meinte er im Allgemeinen.

Vollkommen ausreichend fand meine Mutter ein Radio, ausreichend, um die Wettervorhersage zu hören und die Stimme von Helmut Schmidt, für den sie seit langem eine Schwäche hatte.

Es war heiß, das Fenster weit geöffnet. Ein Vorhang hielt die Sonne fern. Meine Mutter vertrug keine Sonne. Ich war mit meinen Gedanken schon weit weg, bei *Tom Sawyer und Huckleberry Finn*. Ich war bereits im Wohnzimmer der Brockmanns. Aber meine Mutter war noch lange nicht fertig. Sie fing gerade erst an.

»Diese Stimme mit dem spitzen Stein, das hat doch was, Tilda. So jemanden wie Helmut Schmidt, das wäre es doch gewesen, Tilda, meinst du nicht?« Meine Mutter wartete keine Antwort ab und paffte ein einsames Wölkchen über den Tisch. Sie machte einen langen Einatmer. Als sie wieder ausatmete, war sie bereit. Bereit für Helmut Schmidt.

Onkel Sigi und ich waren schon aufgestanden, wir nickten uns zu. Onkel Sigi nickte an mir vorbei, so, wie er es immer tat. Onkel Sigi, der so besonders an einem vorbeinicken

konnte, dass man wusste, er meint dich. Wir setzten uns noch einmal zurück an den Küchentisch und nahmen noch ein bisschen Suppe. Wir kannten die Geschichte. Meine Mutter beschmückte sie aber mit immer wieder neuen kleinen Details, sie war eigentlich nie richtig zu Ende, die Geschichte. Und dadurch wurde sie erst richtig ganz.

Nach ihrem Ausatmer bekam meine Mutter diesen Helmut-Schmidt-Blick, durchdringend, stechend fast, mit einem Schmunzeln in den Mundwinkeln, wie die Lehrer in meiner Schule es hatten. Aus ihrer Zigarette wurde eine Pfeife, ihre Stimme tiefer. Meine Mutter, ein echtes Talent.

Ihre Stimme wurde weich. So weich, wie ich mir vorstellte, dass sie klang, wenn sie allein in ihrem Zimmer war, niemand sie hören konnte, wenn sie mit sich selber war.

»Gnädige Frau, ich habe da mal eine Frage«, das waren seine Worte. Helmut kam direkt auf mich zu. Wir waren zu dritt hinter dem Tresen. Drei Frauen. Aber er hatte nur Augen für mich. *Ich* hatte eben diese Ausstrahlung. Damals. Diese Ausstrahlung, dass man Fragen zum Tagesgericht am besten der Chefin persönlich stellt. Chefcharaktere spüren, wer die Chefin ist. Meine Kantine, mein Tresen, meine Gerichte, alles andere Staffage.«

An dieser Stelle bekam ihr Blick etwas Verhangenes, Lüsternes: »Meine beiden Küchenhilfen verschwanden sofort. Sie merkten, da ist was im Busch. Etwas Maaaagisches war da im Busch.« Sie zog das a sehr lang, als wollte sie, dass die Maaaagie einfach kein Ende nimmt.

»Jeder im Raum bemerkte sie, diese Maaaagie. Niemand sprach ein Wort, alle beugten sich über ihre Teller oder starrten in die Luft und ließen geschehen, was sich da gerade Unbeschreibliches ereignete.«

Meine Mutter erzählte das alles so, wie man einen spannenden, atmosphärisch aufgeheizten, melodramatischen Kinofilm beschreibt.

»Aber dann, diese entsetzliche Stimme: ›Helmut, bring mir doch bitte gleich eine sssweite Portion mit, da braucht die Frau nicht extra laufen.‹ Mit diesen Worten zerstörte diese Person alles. Das, was sich gerade an einem kleinen Wunder platzieren wollte, starb durch den Satz dieser unschönen Frau, seiner Frau mit diesem hässlichen, norddeutschen Vorstadt-Akzent, und verschwand für immer. Aus. Vorbei. So war das. ›Gnädige Frau, ich habe da mal eine Frage.‹ Was hätte daraus werden können?« Meine Mutter erwartete keine Antwort, das tat sie nie. »Man muss wissen, wann etwas keinen Anfang hat. Aber vor allem muss man wissen, wann etwas zu Ende ist, Tilda. Merk dir das.«

Wieder holte sie tief Luft, wieder atmete sie aus und wurde auf ihrem Küchenstuhl ein bisschen kleiner. Von Mal zu Mal, wenn meine Mutter diese Geschichte erzählte, wurde sie kleiner und manchmal zitterte ihr Mund. Ich sah ihr dabei zu und hatte Angst, dass sie irgendwann ganz verschwinden würde. Nach einem kurzen Seufzer Stille sagte sie leise: »Wieso die Brockmanns sich einen Fernseher leisten können, möchte ich gar nicht wissen. Aber gut, Pütt bringt Kohle. Zusätzlich Wohnwagenwaschen, das bringt mehr Kohle. Tilda, geh mit Onkel Sigi, geh mit ihm in den Sonntag.«

Onkel Sigi und ich aßen den Rest unserer Suppe, standen auf und er nahm meinen Arm. Er schob mich an meinem Ellenbogen vor sich her, ganz sacht. Ich mochte das.

Wir liefen durch die Siedlung, setzten uns an den Bolzplatz und schauten den Siedlungskindern zu. Ich sah ein fremdes Mädchen, wahrscheinlich eines der Waisenhauskinder. Sie stand einfach nur da und war wegen der roten, flirrenden Asche mal deutlich, mal undeutlich zu sehen. Sie trug eine zu kurze Hose und eine Fliege um den Hals. Onkel Sigi und ich, wir saßen im Gras, jeder für sich, wir hingen unseren Gedanken nach, bis es Zeit war, zu den Brockmanns aufzubrechen.

Wir gingen los, die Straßen waren leer und die Sonne brannte.

Onkel Sigi öffnete das Tor, und mit ihm an meiner Seite machte mir die kläffende Hündin von Hilde Brockmann keine Angst.

Bei den Brockmanns

Das Fernsehzimmer war klein und stickig. Das Fenster blieb geschlossen, wegen dem ewig erkälteten Jüngsten.

In dem Zimmer standen ein Sofa, ein paar Cocktailsessel in der Farbe eines alten Rauhaardackels, ein Tisch, der zum Nachmittagskaffee gedeckt war. Wie an jedem Sonntag in diesem Sommer gab es festen Kuchen und Kaffee mit Büchsenmilch, auch für die Kinder. In einer Ecke ein Vitrinenschrank mit Glasscheiben zum Schieben. Darin standen drei verlorene kleine Tässchen ohne Untertasse. Die Tassen waren lange nicht benutzt worden und hatten keinen richtigen Goldrand mehr. In der rechten Ecke am Fenster stand ein Fernsehschrank mit riesigen Flügeltüren aus Glas, in denen sich das Licht spiegelte.

Es war ein Unterwasserzimmer. Es hatte dieses Licht, wie wenn ich im Sommer am Fluss meinen Kopf unter Wasser hielt. Nur dass es in dem Unterwasserzimmer keine Wellen gab. Das Zimmer roch nach Staub, Moder, Hitze. Es roch nach etwas, das für immer weg war.

Es gab eine Lampe unter der Decke, daran hingen die Fliegenfänger, und wenn man das Licht drehte, sah man die Mottenleichen, die dort ihr Grab hatten. Vor dem Fenster stand ein vergammelter Gummibaum. Er schaute mich an, traurig und ohne Hoffnung.

»Ist zu voll hier«, sagte Frau Brockmann einmal, »aber es geht nicht anders.«

Hilde Brockmann hatte sechs Kinder und einen Mann. Er war ein zäher, schmaler, kleiner Mann, verwachsen mit seinem rostigen Mofa. Er war immer nachts auf Schicht, als Zimmerling, die Strecken ausbessern. Der rostrote Heinz sprach, wenn er überhaupt sprach, nur in Wortfetzen. Eigentlich mochte ich das.

Der rostrote Heinz. So nannte meine Mutter ihn, den Herrn Brockmann.

»Der vergöttert seine Frau durch Schweigen«, meinte meine Mutter rauchend am geöffneten Fenster zum Hof. »Ich möchte den rostroten Heinz nicht geschenkt. Du hast ihn noch nie richtig sprechen gehört, sagst du? Eine Stimme so schlaff wie ein nasser Aufnehmer. Hast also nichts verpasst.«

Die drei jüngsten Kinder hatten zusammengewachsene Zehen, so wie Onkel Sigi.

»Das ist schlecht«, sagte meine Mutter. »Das Ganze ist leider eindeutig, das ist *ganz* schlecht, da gibt es nix dran zu schrauben.«

Das kleinste Kind war erst ein paar Monate alt. Die drei Jüngsten saßen immer abwechselnd auf dem Schoß ihrer Mutter. Wie kleine Äffchen hingen sie an ihrem Hals. Gudrun war sechzehn und die Älteste. Die zwei Restkinder dazwischen spielten keine Rolle, sie waren einfach nur da.

Gudrun hatte dichtes schwarzes Haar wie Frau Brockmann, schwarz wie Briketts, und eine Brille. Beim Kaugummikauen machte sie große Blasen. »Keine Frage, sie ist eine Augenweide. Okay, ihre Brillengläser sind dick wie Eiswürfel«, sagte Onkel Sigi einmal zu mir, als wir sie auf ihrem Fahrrad durch die Siedlung radeln sahen. »Aber der Rest – wie gemalt.«

Gudrun saß mit uns in dem Unterwasserzimmer auf einem der Rauhaarsessel und wartete. Mit dem Stillen des Jüngsten wurde erst begonnen, wenn alle vollzählig waren. Alle, das waren Onkel Sigi, die sechs Kinder, Frau Brockmann und Herr Brockmann, also der rostrote Heinz, der in der Nähe der Tür auf einem Schemel saß und sich gerade hielt. Alle warteten auf diesen Moment, in dem sich die Brust von Frau Brockmann aus dem Morgenmantel entblößte. Ich wartete mit einem Gefühl von Aufgeregtheit und Ekel, ein Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte.

Frau Brockmanns Brust war groß, prall, durchzogen mit blauen Adern. Dazwischen Schweißkügelchen. Herr Brockmann hatte sie im Blick. Die Kügelchen. Er beobachtete sie.

Mit einem Blick von unten nach oben. Denn er war schmal und klein, der Herr Brockmann.

An diesen Sonntagen in jenem Sommer stillte Frau Brockmann ihr Jüngstes von 15:15 Uhr bis 15:29 Uhr, danach erst schaltete Gudrun den Fernseher ein.

Die ganze Woche über versuchte ich, das Bild, das ich immer wieder vor Augen hatte, zu verbannen, aber es war da, immer wieder war es da. Und dann stieg an den Sonntagen, kurz bevor es passierte, bevor Frau Brockmann ihren roten Morgenmantel öffnete, die Brust entblößte und das Jüngste gierig zu trinken begann, ein Gefühl der Scham in mir hoch. Es war meine Sonntagsscham.

»Alles hat seinen Preis«, hatte meine Mutter einmal gesagt. »Merk dir das besser mal, Tilda. Gegen manche Dinge im Leben kommt man einfach nicht an.«

Ich merkte es mir und zahlte den Preis. Jeden Sonntag in jenem Sommer. Den Preis für *Tom Sawyer und Huckleberry Finn*. Vor allem für Huckleberry Finn.

Badetag und Huckleberry Finn II

Huckleberry Finn lebte am Mississippi in einer Tonne, dachte sich Geschichten aus und machte, was er wollte. Schon immer. Hucky war oft allein in seiner Tonne. Er war ein Junge, der rauchen konnte, ohne dass ihm schlecht wurde davon. Hucky hatte einen Vater, der soff. Manchmal kam sein Vater vorbei und verprügelte ihn.

»Huckleberry Finn denkt sich keine Geschichten aus, das ist Quatsch, Tilda, dazu ist der zu dösig. Und dieser Vater, sowas fehlte mir noch«, rief meine Mutter, die den Roman gelesen hatte, »so jemand, der säuft und prügelt, das fehlte noch«, rief sie und schob den Träger ihres fleischfarbenen BHs zurück auf ihre Schulter.

Diese Bewegung mit der rechten Hand zur linken Schulter, diese Bewegung machte meine Mutter oft. Sie beugte sich übers Waschbecken in ihrer Küche, in der sie ihre BHs wusch, kochte oder rumhantierte: »Nein, Tilda, da bleibt man besser allein, wir beide, Tilda, und Onkel Sigi, ohne den Ärger und ohne und das da alles.« Dabei machte sie eine unbestimmte Handbewegung.

Hucky hatte einen besten Freund. Tom Sawyer. Tom Sawyer hatte einen blöden Bruder und eine Tante, die viel weinte, weil sie sich dauernd Sorgen machte, aber eigentlich nett war. Die Mädchen in meiner Schule liebten Tom Sawyer. Tom, der mit seinem Bruder bei seiner Tante lebte und lustige Streiche ausheckte.

Ich aber liebte Huckleberry Finn, der in seiner Tonne wohnte, nichts tat, auf den Mississippi schaute und rauchte.

»Ich bitte dich, Tilda, schau ihn dir mal genau an, diesen Huckleberry, wieso eigentlich Heidelbeere, er ist wirklich nicht besonders intelligent, und wer will schon in einer versifften Tonne wohnen?«, sagte meine Mutter. »Wahrscheinlich nur Jungs oder Tildas wie du und du.«